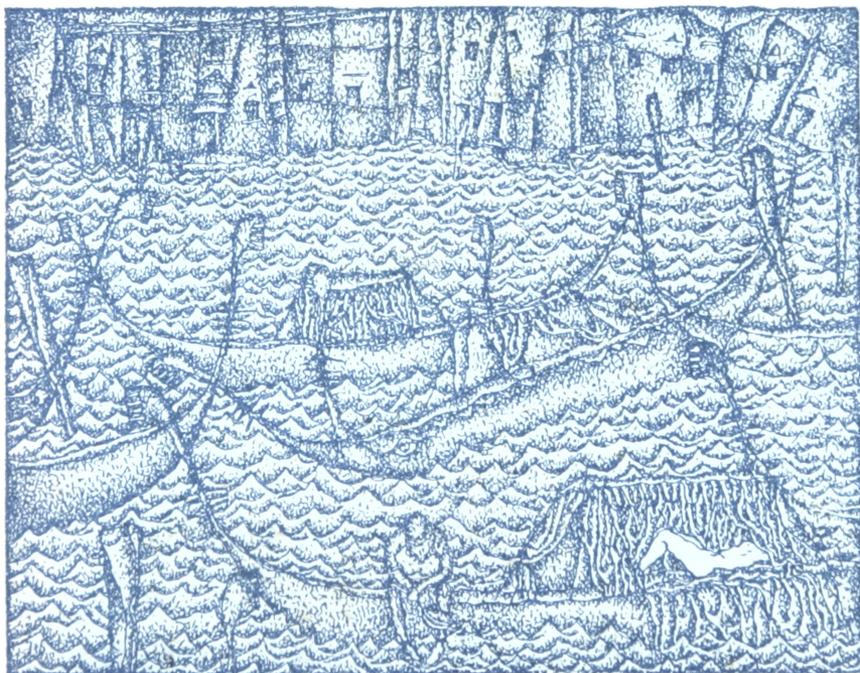


# Ver!

Auf daß der moderne Geist in Allem  
und Jedem zum Ausdruck komme

Herausgeber: Karl F. Kocmata



---

**Redaktion und Verlag -VERI-: Wien I, Stubenring 14, Ateller**

**Sprechstunden: Dienstag und Freitag von 5 bis 7 Uhr**

**Hauptauslieferung: Zeitungsbüro Hermann Goldschmidt,  
G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11    Telefon 4092 und 5385**

# DAS NEUE GEDICHT

## EINE ZWANGLOSE SAMMLUNG

Jedes dieser im Verlag des Ver! erscheinenden Bändchen bietet eine Handvoll Gedichte dar, die — vom Autor gewählt und zu einheitlicher Stimmung zusammengeschlossen — das geistige Selbstbildnis der Dichterpersönlichkeit in knappem Umriß zeigen. Bis jetzt erschienen:

### 1. Bändchen

## Zwoelfboth: Schwert gegen Seele

Die „Vorarlberger Wacht“ vom 22. März 1918:

DAS NEUE GEDICHT. Unter diesem Sammelitel gibt der Verlag Ver!, Wien XIX/2, in zwangloser Folge eine kleine Gedichtsammlung heraus, deren erstes Bändchen „Schwert gegen Seele“ von Zwoelfboth, in einfacher, aber zielreicher Ausstattung vorliegt. Nicht mit dem „blitzenden Säbel hoch in der Hand“ wie Falke, oder „Groll im Herzen“ wie Lissauer, der Haßprediger, erscheint hier ein Dichter, sondern es ist einer von den wenigen, die sie nicht besingen wollen, „die kreibende Weit in Wunden und Wehen . . .“ Solche Gesänge, unsere Zeit hat uns wenige dieser Art gegeben. Zwoelfboth ist einer, „der Rettung sucht aus einem Brand . . .“ und in „Allerherrgottsfröhe“ singt:

O du liebe Morgenstunde,  
Du mit deinem frischen Munde:  
Kuß mich auf! Dann streiche sacht  
Von der Stirne mir die Nacht —  
Und verheile mir die Wunde,  
Die ein böser Traum gemacht . . .

Eine eigene Individualität, ohne waffenlärmende Töne reine Wehlieder singen hören, tut einem so wohl, kann einen für eine Stunde so ergreifen, daß man dicke Bände unserer heutigen sogenannten Kriegsslyrik in Fetzen reißen und die Blätter mißbrauchter Poesie in die Flammen werfen möchte. Eine Handvoll Gedichte, wie der Herausgeber das Bändchen nennt, will uns für einen Augenblick von dem ablenken, was in dieser schweren Zeit an Kriegsslyrik gesündigt wurde.

Karl Dopf, Hamburg

### 2. Bändchen

## Friederike Ehrmann: Wege zur Sonne

„Neue Freie Presse“ vom 4. Juni 1918:

Als zweites Heft der zwanglosen Heftfolge „Das neue Gedicht“, die im Verlage des Ver! in Wien herausgegeben wird, ist soeben eine Sammlung Gedichte „Wege zur Sonne“ von Friederike Ehrmann erschienen. Diese lyrischen Gedichte zeichnen sich durch feine Empfindung und Formsönheit aus.

### 3. Bändchen

## Fritz Karpfen: Ich rufe Klage!

Aus einer Zuschrift an den Herausgeber:

... Eine ausgezeichnete Ausgabe! Endlich ein Dichter Österreichs, der den wenigen Charakterdichtern Deutschlands ebenbürtig und gleichwertig ist. Seine Gedichte sind der Ausdruck kommender Kultur!

Rudolf Großmann

### 4./5. Bändchen

## Bernhard Boyneburg: O Erde...!

Kampfgedichte von der inneren Front

### 6. Bändchen

## Hildegard Jone: Ring, mein Bewußtsein

### 7. Bändchen

## Carl Julius Haidvodel: Der heimliche Spiegel

Prels jeden Bändchens 60 Heller.  Im Abonnement, d. s. 6 Bändchen, 3 K

Die Sammlung wird fortgesetzt

# Ver!

*Auf daß der moderne Geist in Allem und Jedem zum Ausdruck komme*

Herausgeber: **Karl F. Kocmata**

---

Zuschriften persönlicher Art sind unter Beifügung des Rückportos nur an den Herausgeber des Ver!, Wien XIX/2, zu richten  
Manuskriptsendungen sind unter Beifügung des Rückportos an die Redaktion Ver!, Wien I, Stubenring 14, Atelier, zu richten  
Sprechstunden der Redaktion Dienstag u. Freitag von 5–7 Uhr. Vorherige Anmeldung erwünscht  
Ver! ist in der österreichischen Postzeitungsliste II unter 4890a eingetragen und kann auch bei jedem Postamte bestellt werden  
Jährlicher Bezugspreis mit Zusendung 12 Kronen, M 8.— Fr. 8.—  
Geldsendungen an das Postscheckkonto Nr. 171.849 erbeten.

---

## Nach dem Sturme / von Alfred Stegmüller

Im Sturm der leichtberauschten Sinne hatt'  
Ich Dich emporgeküßt, nicht zur Geliebten,  
Verehrungsvoll als höchstes Gut!

O nein:

Wie tollstes Spielzeug nach durchschwärmten Stunden  
Verküßte sich mein Mund an Deinen Lippen  
Und raubte Dir die Heiligkeit der Küsse!

Gar bald muß ich aus diesem Rausch erwachen,  
Erkennen, daß Dein harmlos Lachen nichts  
Als unerfahren keusche Jugendtollheit  
Gewesen war und ich, ein Sinnberauschter,  
Nach einem Gut gegriffen, das noch nie  
Berührt, im Jugendabnahn reifte. —

Schweigend

Erfass' ich Deine Hand, doch Du entreißt  
Sie mir und fliehst!

Ernüchtert aus dem Taumel

Durchschlendre ich im blassen Morgenlicht  
All unsre jüngst durchschrittne Gassen,  
Gepeinigt von der Reu', daß ich so früh  
Schiffbruch gelitten!

Hassdest Du mich wirklich!?

Du hast die Sinnenflut zurückgedämmt  
Und nun, wo mir Dein Lippenpaar versagt.  
Bekommt gedankenleicht Betrachtetes  
Gestalt und zwingt mein Brüten, gut von Dir  
Zu sinnen, Dich zu achten . . . . Dich zu lieben . . . .  
Nun, wo der Sturm verstummt und ich allein . . . .

## Zur Aufführung von Arnold Schönbergs Kammersymphonie / von Hans Reich

Das Publikum ist wieder einmal entlarvt; es hat seine grenzenlose Gleichgültigkeit und Indifferentheit gezeigt; und die volle Übereinstimmung mit seiner Presse. Es war kein Konzert angesagt, sondern die Möglichkeit geboten, ein Werk kennen zu lernen; es wirklich kennen zu lernen, nicht nur dem äußeren Klange nach, sondern musikalisch, – durch und durch. Jeder konnte dies halten, wie er wollte; brauchte er mehr Proben, so konnte er sie besuchen und hätte bei vielfachem Wunsche noch mehr haben können als die angesagten; jeder, der sich bemühte, hätte dem Werk näher kommen können. – Es ist einer der besten pädagogischen Grundsätze: der Lehrer zieht die Lernenden heran; wer will, der folgt, und lernt nach eigenem Wunsch und Bedarf. Dies war der Grundsatz in Schönbergs heurigen Lehrkursen; daß die Schüler des Meisters wegen kamen, sich um ihn scharten und in freier Art von ihm nahmen, was sie brauchten, was ihr Fleiß, ihre Fähigkeit, ihr Ehrgeiz verlangte. Mit den Proben war es ähnlich; wer hören, wer lernen, kennen lernen wollte, der kam, und kam so oft er wollte – es gibt kein oft genug, um ein Werk ganz verstehen zu lernen. Man muß mündig sein zu dieser Lehrmethode, das heißt, man muß selbst bestimmen können, was man braucht, und wie man es erreicht. Sie wissen nicht, daß bei allen Dingen, die man ernsthaft will, zuerst das eigene Bemühen einsetzen muß; der Führer würde dann nicht ausbleiben. Es zeigte sich die Unreife des Publikums und die Ignoranz. Weil sie selbst kommen mußten, sich selbst aus eigenem Wissen bemühen, darum bewerben mußten, blieben sie aus. Sie wollen geführt sein oder – gelockt. Wollen, daß das Kunstwerk ihnen dargebracht wird, wie das Kunstgewerbe in den Auslagen. Die Möglichkeit tiefen Eindringens in ein Werk zog sie nicht; das Bedauern, wenn bei einmaligem Hören jene Möglichkeit nicht gegeben ist, kennen sie nicht. Kein Wunsch nach geistigem Empfangen, ernsthaftem Empfangen, führt die Leute ins Konzert: man müßte sich anstrengen, müßte irgendwie arbeiten, irgend etwas verarbeiten; in einem Konzert muß man nichts wissen; es ist alles so bequem; ein schöner Saal; Licht, Wärme, Leute, Klang; irgend etwas übt eine Wirkung aus; so vieles fesselt den Sinn; der

Besucher fühlt sich befriedigt; er war einige Zeit still und glaubt, es war Konzentration; stellt sich die Wirkung nicht ein, nimmt er die Langeweile dafür, denkt, es müßte so sein und findet schließlich, daß es ein Genuß war.

Proben erfordern Konzentration; es ist nichts Äußerliches, das, vom Aufnehmen ablenkend, befriedigen könnte; die klangliche Gesamtwirkung, meist das einzige Ergebnis, welches das Publikum mit sich nimmt, fällt weg. Es ist Musizieren um der Musik willen, um des Werkes willen, und sie werden gezwungen, dem Werke, das sich stückweise langsam eröffnet, wirklich zu folgen; es wäre sonst ein längeres Verweilen in einer Probe unmöglich; sie müssen intensiv mitarbeiten, alle Erfassungsfähigkeiten ausnützen, Durch die ernste künstlerische Arbeit der Probe können sie erzogen werden; sie haben Zeit, mit dem Dirigenten allen Einzelheiten nachzuforschen, die inneren Werte des Werkes voll kennen zu lernen. Und abseits von der Aufmachung eines Konzertes kann sich die Wirkung zu tiefem Erlebnis weiten. Es ist ein Versenken möglich, wie beim häuslichen Musizieren; nur Musik ist da, sonst nichts; es ist die reinste Art musikalischen Genießens: lernen und empfangen. Die Aufführung um des Werkes willen, nicht des Publikums willen: es darf kommen und daran teilhaben. Sie wollen nur nehmen, nur genießen; sie wissen nicht, daß sie auch ihrerseits geben müssen; erst wert werden müssen des Schönen; mit ernstem Willen die Berechtigung erlangen, sich einem Werke nahen zu dürfen. Sie fühlen sich verantwortungslos und das Werk ist wehrlos preisgegeben; ein Konzert wird Unterhaltung. – Schönberg will das Werk nicht wehrlos haben. Er hätte ein Konzert ansetzen können; Sensation, Lust am Neuen, Neugierde, auch wirkliches Interesse hätten den Saal vollauf gefüllt; jedoch unbekümmert um den Zulauf, wählte er die Einstudierung vor Ohren und Augen des Publikums, mit der Zusicherung einer zuletzt mindestens einmaligen nicht unterbrochenen Darbietung. Und nur zu der letzten Probe kamen sie in Scharen; sie wollten es nicht wie er; nur bequem und nicht sich mit einem Werk gründlicher befassen müssen, um am Ende davon tiefer berührt zu werden.

Schönberg müssen wir danken und auch den Musikern, die den Mut hatten, ihm zu folgen; es ist künstlerische Bewußtheit und Sicherheit des eigenen Könnens und ernster Wille zur Kunst, ein Werk öffentlich zu studieren; für

Virtuosen würde dies vielfach eine Preisgabe sein. Hier kamen alle zusammen, die den Willen hatten, ein Werk ernstlich zu vermitteln, andererseits ihm näher zu kommen, geistig zu gewinnen, einer Wahrheit zu dienen: der Wahrheit des Kunstwerkes.

Wie schön und frei diese Idee: öffentlich, allen zugänglich; am schönsten, wenn diese Art der Vermittlung von Musikwerken unentgeltlich wäre. Es ist schwer durchführbar; Vereine oder Klubs könnten es fördern\*).

Arnold Schönberg wird voraussichtlich allein bleiben; er wird allein dem jetzigen System des schnellen Einstudierens entgegenarbeiten. Er entwickelte darüber kein Programm; er brachte die Tat: eine Tat wahrster künstlerischer Arbeit. Er steht mit ihr über Gunst und Mißgunst der Leute, über Gefallen und Mißfallen, über jeglicher Anhänger- und Gönnerschaft. Er konstatierte die Unfähigkeit, die Unmündigkeit des Publikums; er nimmt die Gleichgültigkeiten auf sich und geht weiter. Er wird uns an seinem unbeirrbareren Kunstwillen wachsen, bereichern lassen.

Es ist selbstverständlich, daß Schönberg sich für ein eigenes Werk einsetzte; andere sollen für ihre Werke den Mut und die Tatkraft finden und die Dirigenten mögen mit den erprobten – ach so wenig geprobten – Werken folgen. Die Art, bei möglichst viel Aufführungen, einer Mindestzahl schneller Proben, möglichst viel Geld hereinzubringen, diese Art soll verschwinden. Dann kann das Musikleben Kunstwahrheit werden.

---

\*) Das Zurückziehen von Konzertaufführungen und sich privat ein erhöhtes Musik-Genießen zu verschaffen, wurde zu Zeiten Haydns und Beethovens mit Vorliebe gepflegt. Adelshäuser (Fürst Esterhazy z. B.) und auch Bürgerhäuser hatten Orchester und Kammermusikvereinigungen, wo vor geladenen Gästen die neuesten Werke probiert und studiert wurden. Außerhalb des Bereiches der sogenannten Konzertunternehmer wäre dies heute eben in Vereinen und Klubs möglich.

---

Wehe dem Volke, dessen Reichtümer steigen, während die Menschen sinken!

Fr. A. Lange

Der Krieg ist der Quell aller Übel und Sittenverderbnis,  
das größte Hindernis des Moralischen

Kant

Ihr standet vor dem Kapital, wie eine blutgierige Meute  
vor einem Stachelschwein und wußtet nicht – wie Ihr es  
fassen solltet

Proudhon

## Neuorientierung in der Wissenschaft

Leitsätze von Dr. Ernst Barthel

1. Die Fälle Goethe, Schopenhauer, Robert Mayer, Eugen Dühring, Rosenbach, Braß, Adamkiewicz, Schlaf, Ed. v. Mayer und manche andere beweisen, daß die Organisation der Wissenschaft zurzeit reformbedürftig ist in dem Sinne, daß freie Forschung nicht mehr durch brutale Macht der feststehenden Dogmen niedergedrückt, sondern die gewährleisteteste Möglichkeit haben sollte, sich an geeigneten, allgemein sichtbaren Stellen vorzutragen und ihren Wert im Kampfe freier Konkurrenz darzutun.

2. Es ist also nötig, daß der Zutritt zum wissenschaftlichen Lehramt nicht von der Willkür einer besonderen Wissenschaftspartei abhängig gemacht werde, sondern auf Grund der unpersönlich zu wertenden objektiven Vorbedingungen jedem Bewerber freistehe. Nicht wissenschaftliche Protektion, sondern wissenschaftliche Energie muß ausschlaggebender Faktor im Kampfe der Ideen sein.

3. Es ist ferner nötig, daß Fachzeitschriften sich der Verpflichtung unterwerfen, entweder überhaupt keine Bücher, oder alle ihnen übersandten Bücher des Faches gleichmäßig zu besprechen. Dazu gehört vor allen Dingen eine kurze objektive Inhaltsangabe, damit der Leser entscheiden könne, wieweit die Sache seines Interesses würdig ist. Die auswählende Vormundschaft der Redaktionen, durch welche existierende Gedanken häufig zu nichtexistierenden gestempelt werden, ist weder der Sache noch des Publikums würdig.

4. Es ist weiter nötig, daß wissenschaftliche Verleger und Fachschriften kritische Einwendungen gegen die bestehenden Theorien ebenfalls zu Worte kommen lassen und nach dem Grundsatz paritätischer Gerechtigkeit behandeln. Desgleichen sollten die Geschichtschreiber der Wissenschaft und ihrer einzelnen Gebiete nicht nur diejenigen Dinge berücksichtigen, die dem Standpunkt einer bestimmten Partei angenehm sind, sondern alle Gedanken registrieren und gleichmäßig behandeln, mögen sie auch von der breiten Heeresstraße weit abseits liegen.

5. Es ist auch nötig, daß das Laienpublikum samt der Studentenschaft sich auf Recht und Pflicht selbständiger Meinungsabgabe besinne. Die Interesselosigkeit eines sich nicht für zuständig haltenden Laienpublikums ist eines der größten Hilfsmittel zur Verhinderung wissenschaftlicher

Fortschritte. Wenn diejenigen, die urteilen wollen, urteilsunfähig sind und die andern, die urteilen könnten, sich des Urteiles enthalten, muß ein ungesunder Zustand entstehen. Wo es sich um Wahrheit und Gerechtigkeit handelt, ist jeder wahrheitsliebende und gerechte Mensch als Fachmann anzuerkennen.

6. Es ist nötig, daß ordentliche Wissenschaftsgerichte geschaffen werden, bei denen man Anklagen gegen die bisherigen Lehren vorbringen kann, und die verpflichtet sind, in öffentlichem Verfahren über Inhalt und Verhältnis der Anklage- und Verteidigungsgründe parteilos zu urteilen. Als Richter können dabei nur unabhängige Gebildete anerkannt werden, die juristisch geschult und von keiner Partei beeinflußt sind.

7. Es ist nötig, daß in jedem Kulturland ein wissenschaftliches Parlament existiere, in welchem alle Parteien vertreten sind, und in welchem wichtige Fragen der wissenschaftlichen Gesetzgebung, Organisation und Lehre öffentlich debattiert werden. Wahlberechtigt wäre jeder wissenschaftlich interessierte Erwachsene.

8. Es ist nötig, daß eine allzu konservative Wissenschaftspartei sich nicht mehr als unfehlbare Wissenschaftsregierung betätigen kann. Die liberalen Wissenschaftsparteien müssen sich öffentlich stabilisieren, ihre grundsätzliche Gleichberechtigung durch klare Leistungen dem weiteren Publikum dokumentieren und durch geeignete Propaganda ihren Einfluß zum Segen der Menschheit zu vergrößern trachten.

9. Es ist nötig, daß der Staat in seinen Anstalten die Vertreter aller Wissenschaftsparteien gleichmäßig berücksichtigt und nicht mehr einer einzelnen Partei das Recht zugesteht, durch einseitige Selbstverwaltung den Geist eines Zeitalters um seine besten Kräfte zu schädigen. Es ist ebenso zu wünschen, daß der Staat ungeeignete Menschen von der Wissenschaft abschrecke. Es darf nicht sein, daß man um materieller und sozialer Gründe willen Wissenschaft treibt und dadurch die Plätze, die geeigneten Geistern vorbehalten sein sollten, besetzt.

10. Es ist nötig, daß die bisherige – bildlich und vergleichsweise gesprochen – »katholische« Wissenschaft durch eine »protestantische« Wissenschaft ergänzt werde, damit nicht mehr der Grundsatz herrsche: Wer nicht glaubt, wird aus jeder wissenschaftlichen Gemeinschaft exkommuniziert. Die »protestantische« Wissenschaft protestiert gegen

die Bevormundung des wahrheitsforschenden Geistes durch eine einseitig und oft irrtümlich orientierte Berufsklasse. Sie erkennt deren Richterspruch nicht an, vertritt das allgemeine Priestertum der Wahrheit und unterwirft sich nur dem in jedes Menschen Bewußtsein befindlichen Gewissen des gesunden Verstandes. Sie bekämpft jede wissenschaftliche Herabwürdigung dieser edelsten Fähigkeit und verlangt, daß jede Wissenschaft sich auf dem zuverlässigen Fundament klarer Erfahrung, unmittelbaren Urteils und genialer Einsicht erhebe, ohne sich bedingungslos den Anforderungen versteinert Abstraktionen zu unterwerfen.

11. Es ist nötig, daß die angedeutete Neuorientierung der Wissenschaft baldigst Platz greife, damit die Kultur nicht noch weiter durch Hintanhaltung neuer wissenschaftlicher Gedanken geschädigt werde. Wie schwer dieser Schaden ist, kann der Allgemeinheit besonders durch das Schicksal der Goetheschen Farbenlehre bewußt werden, die glänzend richtige Gedanken vertritt, von der machthabenden Partei jedoch bis vor kurzem völlig unterdrückt war. Aus Goethes Gesprächen mit Eckermann mag man entnehmen, welche Schmerzen dieses unwürdige Verhalten der Partei dem großen Denker verursachte. Möge unser schicksalschweres Jahrzehnt auch in der tiefen Kulturfrage der Wissenschaftsorganisation den entscheidenden Umschwung bringen! Erklärungen grundsätzlichen Interesses von Seiten gebildeter Wissenschaftsfreunde und selbsttätiger Forscher werden von Professor Dr. C. Horn, München, Deisenhofenerstraße 21, entgegengenommen.

□ □ □

### Aufschrei / von Hans Jüllig

Es schreit aus mir die Sehnsucht nach der Stille,  
 Mein Wille hat gewollt und das zu viel —  
 Ich will nicht wollen! Stille will ich liegen,  
 Wie auf dem Fluß das Eis, das langsam treibt  
 Vielleicht gen Süden in ein blaues Meer;  
 Da streicht ein lauer Wind darüber hin,  
 Die Sonne segnet es mit ihren Strahlen,  
 Die Scholle glitzert, leuchtet und zerschmilzt  
 Und schmilzt hinab, hinab in blaue Flut.  
 Es schreit aus mir die Sehnsucht nach der Stille,  
 Der großen Stille, welche Liebe heißt —  
 Du stiller Fluß mit deinen Eisesschollen,  
 Erhöre mich, da mich kein Mensch erhört!

□ □ □

## Das Jubiläum des Pessimismus

Von Richard Guttman

Hundert Jahre sind verflossen, seit Schopenhauer an der August-Septemberwende 1818 sein systematisches Hauptwerk »Die Welt als Wille und Vorstellung« beendet hatte. Man mag heute die wissenschaftliche Arbeit eines Dreißigjährigen kritisch einschätzen, vielleicht auch einschränken, aber daß Schopenhauer der Darstellung gelehrter Dinge eine künstlerisch klare Form gab, die ihren hohen Reiz behalten wird, solange es Forscher von besserem Sprachgefühl gibt – sie sind heute leider seltener denn je –, bleibt sein Hauptverdienst. Was Schopenhauer erkannt und nicht erkannt hat, wird uns seit dem Ausbau der experimentellen Psychologie und aller naturwissenschaftlichen Fächer langsam deutlich. Besonders hat hier die Lehre Vaihingers von den Fiktionen unserem kritischen Denken eine ganz neue Richtung gegeben. Ob mit einer in die Lesermasse dringenden Abkehr von der sittlichen Anschauungsweise Schopenhauers zu rechnen ist, wird der Ausgang des Krieges in seiner geistigen Wirkung zeigen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, geht das Bedürfnis der zertretenen und innerlich verelendeten weißen Rasse nicht mehr nach Erkenntnissen und metaphysischen Lehrgebäuden. Die Wissenschaft, auf die wir uns so viel einbildeten, war ja die immer dienstwillige Magd des Krieges geworden und daß sich leider auch die Philosophie zu seiner apologetischen Auslegung hergab, haben wir mit Ekel und Abscheu erlebt. Die Zeit nach dem Kriege wird eher ein tiefes Verlangen nach neuen Gefühlswerten haben und es ist leicht möglich, daß der Künstler zum geistigen Lenker wird (– man unterschätze nicht den politischen Kern des Expressionismus! –) oder daß plötzlich ein großer religiöser Führer aufsteht, der die verwahrlosten und ausgebluteten Sklavenhorden des Merkantilismus (in einigen Ländern schminkt er sich demokratisch) mit einer neuen, leuchtenden und beglückenden Beziehung zum Unsagbaren beschenkt.

Die erste Auflage der »Welt als Wille und Vorstellung« erschien 1819, die zweite volle fünfundzwanzig Jahre später, 1844, und die dritte knapp vor ihres Schöpfers Ableben: 1859. Welche Verbreitung dieses Buch nachher und bis auf den heutigen Tag in ungezählten Tausenden erlebt hat, ist bekannt. Vielleicht war es weniger sein erkenntniskritischer

Wert, der jetzt mehr denn je bezweifelt wird, als das Geschick der darin niedergelegten Anschauungsweise, durch die es zum heimlichen Hausbuch des deutschen Bürgertums, zum Evangelium des enttäuschten Philisters wurde. Es entstand aus der verzweifelten Stimmung, da die Nachkantianer in die Sackgasse der Romantik geraten waren und die sogenannte heilige Allianz die Völker Europas nach fünfundzwanzig blutigen Kriegsjahren um die Früchte der französischen Revolution gebracht hatte. Die »Verneinung des Willens zum Leben« wird nur in einer seelisch und materiell verarmten Welt verständlich, in einem erschlafften Bürgertum, das für die vormärzliche Polizeiknute reif geworden war. Die große Freiheitswelle von 1848 verpuffte, denn die Revolution hatte nichts, was sich gegen das Gefüge der Militärmacht und gegen die Notwendigkeiten der gegebenen Wirtschafts- und Gesellschaftsformen behaupten hätte können. Die mißlungene deutsche Erhebung von 1848 hat der bürgerlichen Freiheit das Rückgrat gebrochen und diese Krüppelhaftigkeit ist ihr bis heute leider geblieben. Neben dem in den Sechzigerjahren aufstrebenden Liberalismus, der grundsätzlich als Reflex der damals mächtig emporgekommenen Naturwissenschaften einerseits und als Gegenwirkung auf das durch sozialdemokratische und kommunistische Theorien plötzlich klassenbewußt gewordene Proletariat andererseits entstanden war, konnte sich die Philosophie nur als Spiegel der wirklichen Zustände behaupten. Man floh zu Schopenhauer, weil man sich in ihm selbst fand, weil die Selbstqual bei der Lektüre seiner Schmerzensphilosophie wie ein Narkotikum auf die Gemüter wirkte. Daß Schopenhauer nichts Positives gab, beweist der lächerliche Ausgang des deutschen Kulturkampfes, durch den viele Millionen Menschen zur kirchlichen Gesinnung zurückfanden.

Der Pessimismus ist als selbständige Weltauffassung unbedingt zu verneinen, denn alle Erfahrungen der Physiologie und Biologie sprechen gegen die elementaren Voraussetzungen Schopenhauers. Die Tatsache des Lebens ist mit einer primären Lustempfindung verbunden, sonst müßte jeder Mensch, wenn er zum Bewußtsein seines Ich kommt, sofort aus dem Leben scheiden wollen, was wir bekanntlich trotz aller Schmerzen und Enttäuschungen nur in den seltensten Fällen freiwillig tun. Trotzdem ist der Pessimismus mehr als Modesache. Er ist die bequemste Betrachtungs-

weise, weil man sich durch ihn in jenen Fatalismus hineinliert, der uns das Unerträgliche ertragen lehrt. Schopenhauer hat uns dressiert, die Notwendigkeit aller Übel anzuerkennen. Er ist der eigentliche Philosoph der Sklaven und der Despoten und hat sich im Grabe für den mangelnden Erfolg seines Hauptwerkes gerächt. Denn dieses Werk, von dem der Verleger Brockhaus vor hundert Jahren fürchtete, er werde es als Makulatur drucken, gehört zu den geistigen Ermöglichkeiten der jetzigen Weltkatastrophe. Der großen Masse der Leser war es nicht um das System. Sie suchte sich alles Verärgerte und Düstere, allen Hohn des Männlichen und alle Verachtung des Weiblichen, alle Satanismen und Obszönitäten aus den Büchern Schopenhauers. Die Klarheit und Verständlichkeit der Darstellung tat das Ihrige. Generationen von Philosophen und Schriftstellern, die von der Lebensverneinung geimpft, mit der Wertlosigkeit des Daseins als Voraussetzung alles Denkens begannen, haben die Menschheit erst ideell leidensfähig gemacht und die dumpfe Indolenz, mit der gerade die »Intellektuellen« und Papiermenschen den Ausbruch des Krieges hinnahmen und sich »anpaßten«, beruht zunächst darauf, daß es der Schopenhauerschen Philosophie an jener bestimmten wissenschaftlichen Exklusivität fehlt, die durchaus nicht Anmaßung ist, sondern zum Handwerkzeug der metaphysischen Spekulation gehört. Schopenhauer hat die Köpfe nicht verdreht, sondern präpariert. Wenn er sagte: »Die Welt ist meine Vorstellung«, so ist das keine Erkenntnis, sondern ein geistreiches Aperçu, das fast so bedeutungslos werden kann, wie das cogito ergo sum des Cartesius. Eine Anschauung, die den Schmerz zum Lebensgrundsatz, zur Urempfindung erhebt, wird schließlich jede Niederträchtigkeit verzeihen, die die Menschen einander antun, und jedes glückliche Lächeln ausrotten. Schopenhauer muß wieder eine Angelegenheit der Berufsphilosophen werden. Die mögen mit ihm machen, was sie wollen. Vorausgesetzt, daß sie keinen einträglicheren und nützlicheren Erwerb finden.

Schopenhauer ist der Philosoph aller Unpolitischen. Die politische Dummheit unserer geistigen Elite geht von jenem boshaften Weltschmerz aus, der Schopenhauer veranlaßte, sein Vermögen den Witwen und Waisen der Polizeisoldaten zu verschreiben, die bei der Unterdrückung der Revolution von 1848 gefallen waren. Wir für unsern Teil wollen lieber jener Opfer gedenken, die damals leider, drei-

mal leider, umsonst für die Freiheit – sie ist uns entfernter denn je – geblutet haben.

Die Philosophie der Lebensverneinung, der Pessimismus, wird verschwinden, wenn wir ihre politische und sittliche Gefahr erkannt haben. Man muß einmal zur Einsicht kommen, daß es Pflicht und Aufgabe der Menschheit ist, jegliches Leid nicht hinzunehmen, sondern mit allen Mitteln zu lindern, eventuell sich nur dafür zu opfern, daß jeder überflüssige Schmerz von der Erde scheide. Wenn deshalb von mancher Seite diese wenigen Zeilen als Polemik gegen Schopenhauer betrachtet werden, so ist ihr Zweck erreicht. In einer Zeit, die Millionen Unschuldiger in die Schlacht treibt, von Granaten zerschmettern oder zu hilflosen Krüppeln schießen läßt, kann es nur gut sein, ein paar Vorurteile und verstaubte Gedanken zu beseitigen.

□ □ □

## Perversitäten von Bernhard Boyneburg

Der typische Vertreter des deutschen Rassenstandpunktes heißt Houston Stewart Chamberlain. Sohn eines englischen Admirals, war er bis vor zwei Jahren noch Engländer! Das hinderte ihn nicht, schon lange vor dem Weltkrieg die Alldeutsche der Alldeutschen zu sein.

Viele hervorragende deutsche Heerführer tragen französische Namen. So General Hutier, Francois, der Unterseeboot-Kommandant u. v. a. Solche Namen klingen wie Wortwitze der Weltgeschichte und beweisen, daß die Völker dieser Erde eine große Kulturfamilie sein sollten.

Clemenceau steht im 72. Lebensjahre, gilt als Tiger, als Mann der starken Hand.

Schon im vierten Jahrzehnte des Lebens beginnen die Arterien zu verkalken. Sechzigjährige galten im Frieden in allen Landen als minder arbeitsfähig. Leute, die sich dem achten Jahrzehnte näherten, wurden als erfahrene Greise wohl angehört, meist aber – mitleidig belächelt.

Clemenceau aber bleibt der stärkste Mann in Frankreich, dem sich die Majorität unterordnet. (Graf Hertling steht im 76., Hindenburg im 72. Lebensjahre.)

Die Buren kämpfen mit der Entente gegen Deutschland.

Ehemalige österreichische Truppen – die Tschecho-Slowaken besetzen Westsibirien und einen großen Teil des östlichen Rußland bis zur Wolga, Samara, Sembirsk. Eine Strecke von 3500 km, ein Gebiet, sechsmal so groß wie die österreichisch-ungarische Monarchie, wird von ehemaligen österreichisch-ungarischen Truppen besetzt.

Im Jahre 1914 wurden Hunderte von Ukrainern erschossen und gehängt. Heute gelten sie neben den Deutschen als Stützen des Reiches.

□ □ □

## Con sordino / Von Elisabeth v. Janstein

Die Frau nach dem vierzigsten Jahr, – erfüllt und erschreckt von Hemmnissen des Blutes, von denen der Geist nichts wissen will. Wehrlos ergriffen von einer Uferlosigkeit und Leere, die sich in alle Stunden schleicht, dämpft, was einst leuchtete, in schwermütige, dunkelnde Akkorde kleidet, was sonst heller, aufbrechender und gedrängter Rhythmus war. Alles hat seinen Sinn verloren, ist verwandelt, entglitten, Händen, ehemals sehnig und voll Freude am Halten, die jetzt nur mehr da sind, um in Träumen und Erwartung zerpreßt zu werden.

Die Beziehungen zu allem Leben sind gelöster, eine niegekante Melancholie blüht, eine samtene, violette Blume, in Gärten der Sehnsucht auf, die fruchtlos, nur um ihrer selbst willen da ist und schauernd in sich zusammenfällt.

Die Morgenstunden vergehen, ohne daß man sie fühlt, sind nicht Spannung, Erwartung, Tagfreudigkeit wie sonst, leise vergiftet, eine unerlebte Brücke, die zu den ersehnten Spätnachmittagen führt, die, wie man selbst, abendgolden, nachdenklich und kraftlos sind, und bohrend erkennen lassen, wie ferne man einstigen Gütern gerückt ist. Daß einmal Bücher waren, die wie eine Welt voll Seligkeit, – Purpur und Gold – in erkennendem Staunen standen, Worte, die wie weiße Segel auf abendbeglänzten Wassern dahinglitten, – Worte, die jäh und reißend in gehegte Ordnung und Behutsamkeit der Gefühle einbrachen, wie wilde Tiere, raubten, brannten, – Worte, die nur liebes, zärtliches, erlesenes Geben trugen von Menschlichkeit zu Menschlichkeit.

Alles ist verlöscht, verweht und nur mehr die angstvoll rauschende Stimme des Blutes tönt, auf dem noch Sonne liegt und das sich aufbäumt gegen Abend und Ausgeschiedenwerden. Lügen, die sich aneinanderreihen, wie gelbe, gläserne Perlen auf dunkler Schnur, bewußte und unbewußte Lügen, mit denen man vor sich selbst zu decken, verschleiern und umbiegen will und die man letzten Endes doch immer fühlt, wie ein bitteres Gift in süße Speise getan.

Eine Seele hat sich aufgebaut, mühselig, langsam, aus vielen Freuden und Erschütterungen. Tausend kleine Bausteine, – ein Bild, – eine Bewegung, – eine Abendwolke, – ein Lächeln, – ein guter Blick, – eins an das

andere gefügt zu köstlichem Besitz. Und nun ist alles versunken, ohne daß man es merkte, entglitten, ohne daß man es halten konnte.

Die Menschen sind fremd, aus der Reihe gefallen, schwerfällig und grell geworden, tun weh, mißverstehen und helfen die große Last Leben nicht tragen.

Vergangenes und Kommendes lastet. Erlebtes rinnt durch die Finger wie rieselnder Sand den spielenden Kindern, – es bleibt kaum ein wenig Staub und Schmutz zurück.

Was hat man von allem, was war? Was bleibt davon, daß man an blaugoldenen Sommertagen am Strand lag, Sonne in sich zog, und weiße, flügelschlagende Segel gespensterhaft groß mitten in sein Herz gleiten fühlte? Was ist da von sehnigem, vertrautem Griff um schlankes Ruder, vom verebbenden Klang des Kielwassers? Was von den lauten Winterabenden voll zertropftem Licht in menschen-schwarzen Straßen, von hundert Konzerten, von allen bunten Theaterabenden?

Das Ohr weiß es, aber das Blut hat nichts gewonnen, daß es die Eroica hörte und in den Tonwellen der Neunten versank.

Das Gefühl wird groß, man müßte eine Maske tragen, verzerrt und starr, damit die andern nicht zu viel Leiden sähen, der Wunsch wächst, sich zu verstecken, irgendwo auf einem dunklen Dachboden, in einer vergessenen Kammer, wo niemand hinkommt und Worte spricht, die aufreißen und blutig weh tun, oder zum Ekel reizen.

O Du Abschiednehmen, ohne reif zum Abschied zu sein, – Abendlichkeit, die noch nicht Abend werden will, Gleiten in beglänzte, ruhige Bucht, noch von Stürmen getragen und Stürme verlangend, – seltsamer, dunkler Kreis um das vierzigste Jahr . . . .

## Herz im Eisen / von Alf Freiherr von Czibulka

Es ist in diesen Jahren des Menschenwahnsinns nicht allzuoft geschehen, daß ein Buch, das im Zeichen dieses Weltirrsinns steht, ein gutes wurde. Der Sammelname »Kriegsbuch« ist nachgerade zum Schrecken der Verleger und des Publikums geworden. Trotz der Hochflut der Kriegsliteratur bedarf man nicht mehr als der Finger einer Hand, um die guten Bücher dieses Krieges aufzuzählen. Immer wieder ist es ein erstauntes Erleben, wenn man unter den abertausend Kriegsbüchern, die aus Nichtszusagen haben und Hurrakitsch zusammengebraut sind, eines findet, das ein Dichter – und dazu ein Mensch – geschrieben hat. Gar zu selten ist das Menschentum in diesem Kriege geworden. Verzweifeln könnte man, wenn nicht hin und wieder einer käme, dem heute schon das Erkennen der Menschenschande geworden ist, dieses ungeheuerliche Erkennen, das in wenigen Jahren die Menschheit aufstöhnen lassen wird: »Was haben wir getan!«

Einer, dem diese Sehergabe gegeben ward, ist der Österreicher Josef Luitpold, der bei I. H. W. Dietz sein Tagebuch, das Tagebuch eines Landsturmmannes, erscheinen ließ. »Herz im Eisen« \*) nennt er sein Buch, das so wie »Le feu« von Barbusse berufen wäre, über die ganze lodernde Erde zu wandern und die uralte heilige Lehre von der Brüderschaft der Menschheit zu erwecken.

Josef Luitpold haßt diesen Krieg. Nicht weil es im Trommelfeuer um sein Leben geht, nicht aus Furcht um sein eigenes Sein. Sondern weil er sich für diese Menschheit schämt, die mit salbungsvollen, kulturtriebenden Worten im Munde das schauerlichste Verbrechen aller Zeiten begeht. Den Glauben an das Menschenherz verlieren zu müssen, das ist seine stete zitternde Angst. Aufrütteln will er die Menschheit aus ihrem Blutrausch und aus der großen fürchterlichen Resignation, in der alles, alles rettungslos versinken muß, wenn nicht Hilfe kommt:

Mensch, deine Menschlichkeit wecken und weisen,  
Spür' es, das will das Herz im Eisen.

»Herz im Eisen« ist keine Gedichtsammlung. Streiflichter, hin und wieder Verse, kurze Geschichten, – wenn man will – Anekdoten sind es, die wie aus dem blutigdunklen Grunde eines phantastischen Gemäldes aufzucken. Ich habe beim Lesen dieser kurzen, anspruchslosen, aber schauerlich wahren Geschichten immer die Vision vor mir, als sähe ich die nach Hilfe ringenden Arme der in der Blutflut versinkenden Menschheit.

Diese Form, die Josef Luitpold gewählt hat, schlicht und einfach, ohne rosigen Schwulst und ohne schwarze Übertreibung, ohne psychologische Kapriolen von den Menschen dieses Krieges zu erzählen, ist sein großes Ver-

\*) Josef Luitpold, Herz im Eisen. Verlag J. H. W. Dietz, Stuttgart.

dienst. Gerade dadurch ergreift das Buch so sehr. Vielleicht noch mehr als die düstere, grauenhafte Rhapsodie, in der Barbusse uns vom Kriege singt. Denn wenn man auch tausendmal weiß und es selbst erlebt hat: »Ja, so wie Barbusse erzählt, so ist es«, so kommt man seinem Buche seelisch doch nicht ganz nahe. Zu grauenhaft ist sein Lied. Barbusse glaubt nicht mehr, während aus dem Buche Josef Luitpold's – trotz allem – ein unendlicher, inniger Kinder glaube an die Menschheit klingt:

Aber da ist das Wunder worden:  
Das Herz im Eisen, nicht ließ es sich morden.

Das, was der junge französische Maler, dessen Schönheitstrunkenen Briefe als »Lettres d'un soldat« durch die Menschenherzen singen, mit den sehenden Augen der Seele abnte: »Von diesem Sturme wird uns ein unendliches Verlangen nach Mitleid, Brüderlichkeit und Güte verbleiben«, – das fühlt und ahnt auch Josef Luitpold. Das singt und jubelt aus allen Blättern seines Buches, und das macht das Buch, trotz der Schauer, die aus ihm wehen, zu einem stillen und schönen.

Ich weiß, den Leuten – hüben und drüben –, die auf den Tisch hauen und »feste druff« brüllen, wird das Buch gar nicht gefallen. Aber »Herz im Eisen« ist auch nur für Menschen geschrieben. – Gibt es denn nicht zu denken, daß die besten Bücher über die Weltschande aus Österreich und Frankreich gekommen sind, nicht aus Norddeutschland und England. Nachdenklich muß man darüber werden und sich fragen, ob Organisation und Geschäftstüchtigkeit wirklich der Menschheit heiligste Ziele bilden, die dieses fürchterlichen Jammers wert sind. Oder ob diese Ziele nicht ganz andere sind, Ziele, die die Herrenmenschen nicht sehen wollen, welche aber die sehen, die noch hin und wieder eine Stunde Zeit hatten, um in stillen Wiener Gärten, in alten Gassen zu träumen, oder einen Abend lang reinen Herzens in die gebrochenen, zitternden Töne der Landschaft um Paris zu starren.

In diesen Menschen schlägt das Herz der Menschheit. Und solch einer ist Josef Luitpold. Neue Hoffnung gibt uns sein Buch und das Erkennen, daß diese Menschen noch immer leben. Die Hoffnung, daß einmal, einmal doch die Menschheit Auferstehung feiern wird, daß das große Osterfest des Herzens einmal kommen muß. Und daß all das Grauenhafte nur mit zum faustischen Ringen ums Menschentum gehörte.

Drum, Ihr Menschen, die Ihr zu verzweifeln meint, greift nach diesem Buche, und ehe Ihr die Schale, in der Euere Seele versinken soll, zu den Lippen führt, werden Euch die Osterglocken läuten als wie dem Doktor Faust.

## Provenium »Gerda« / von Hans Patak

Mein Leib zittert in Schauern, wie der Körper eines Buddha-  
priesters, der in Andacht vor seiner Gottheit steht.

Vollendet hab' ich mein Werk.

Nun werde ich bald — sterben.

Freunde kommen und trösten mich, der ich keines Trostes  
bedarf.

Ärzte haben geirrt, Du wirst leben, denn Du bist jung und  
kraftvoll dein Leib.

Ich aber weiß es:

Nun werde ich bald sterben, denn vollendet hab' ich  
mein Werk!

Meine Gedanken gleiten zurück, Dank und Rache zu finden.

Doch den Suchenden bietet sich viel SCHÖNES, wenig  
aber, das häßlich war.

Mag es versunken sein im Labyrinth des Vergessens.  
Nur das SCHÖNE bleibt.

Dank sei ihnen, die mich zeugten, weil sie mich zeugten,  
SCHÖNES schauernd zu schauen.

Dank vielen Freunden und Frauen.

Dank Dir, Liane, die ich Tage nur gekannt, die mir Lächeln  
gab, gütige Stimme und die SCHÖNHEIT ihres Leibes den betenden  
Blicken.

Du aber, die mit dem Glanze Deines Haares dunkle Zimmer  
und Zellen des Hirnes versinken ließest, Du, bei deren Ge-  
denken mein Sehnen traumsüß wurde, wie der Duft von Euca-  
lyptusbäumen,

Du, deren Suchen das meine war und deren Wandeln  
Dir, heimliche Königin Gerda,

Dir danke ich nicht.

Denn ich gab Dir mein Werk und köstlicher lohnet kein  
Dank.

Dank Dir, »Ver!«, der Du erlaubtest, letztes Gedenken  
weiter Welt zu weihen.

Freilich, wäre ich reich, dann hätte keine Rotationspresse  
Gedanken in tausend tote Buchstaben zerreißen dürfen.

Viel fleißige Frauen hätten Worte mit schnörkelnder Schrift  
geschrieben, auf Papier, gefertigt aus Eselshaut.

De Bayros hätte mein Buch geschmückt mit knienden  
Mädchen, deren Leiber so schlank sind wie der einer Boti-  
cellischen Venus und Brüsten, schwellend wie die Lippen einer  
Orchidee.

Und ich hätte es binden lassen in bunte Seiden.

Weiß wäre eines gewesen wie das Kleid, darin ich Dich  
zum erstenmal sah, keusche Liane.

Rot wäre eines gewesen wie das Blut, das an Deinem  
Halse niederfloß, da Du Deine Lippen in Wollust und Schmerz  
zerbissen,

einst, als ich Deinen Leib nahm, Du meine blonde  
Sklavin Inge.

Aber eins ließe ich binden in goldenen Brokat, wie nur Könige ihn tragen und Päpste.

Und Dir hätte ich es gegeben, heimliche Königin Gerda.

Doch da ich dieses nicht kann, danke ich Dir, »Ver!« daß meinen Gedanken Du weite Welten geöffnet.

Nun aber wird es so sein: Ich sehe Königin Gerda;

Ihre Hände halten eine blaue Kristallschale und sie setzt sie langsam nieder auf schimmernde Seide.

Dann aber bringt ihr mein Buch meine blonde Sklavin Inge.

Und sie liest es und weint, denn sie findet viel SCHÖNHEIT vergangener Zeiten.

Sie aber weiß, daß ich nun tot bin.

Denn vollendet hab' ich mein Werk.

Und ihr Leib zittert wie der Körper eines Buddhapriesters, der in Andacht vor seiner Gottheit steht.

## I.

Gerda und der Dichter gehen durch leere, lange Straßen. Nebel und Regen.

**Der Dichter:** Sieh, wie der Nebel irisierende Schleier um die Gaslaternen legt.

**Gerda:** Ich sehe es.

**Der Dichter:** Aus weißen Wolkenmassen tritt Deiner SCHÖNHEIT keusches Wunder.

**Gerda:** Wir wollen mit zitternden Fingern SCHÖNERES formen.

**Der Dichter:** Meine Hände werden erlahmen. Kälte kriecht mit Wurmläbern in mein Hirn. Die SCHÖNHEIT flieht vor ihrem lauernden Greifen.

**Gerda:** Ich will Dir die Wärme meines jungen Seins schenken.

**Der Dichter:** Die Brautschleier werden reißen; klingendes Hochzeitskristall wird brechen; dumpfes Trommeln wird nicht mehr Feier künden. Es lebt nur Freude und SCHÖNHEIT im siegenden Tag.

**Gerda:** Der aber wird bleiben. Denn wir sehen ihn.

**Der Dichter:** Sieh, wie unsere Hochzeitsschleier wallen. Ein roher Kerl tritt aus seinem Haus. Er hat plumpe, rote Hände mit wulstigen Fingern. Die Ränder seiner Nägel sind schwarz. Er reißt einen Regenschirm auf.

**Der rohe Kerl:** Elendes Dreckwetter!

## II.

Gerdas Zimmer. Gerda sitzt mit ihrer Mutter beim Tisch. Die beiden sticken. Der Dichter steht beim Ofen und wärmt seine Hände an grünen Kacheln.

**Der Dichter:** Heute stürzte sich ein junges Mädchen aus dem Fenster. Sie ist tot und war doch schön.

**Die Mutter:** Sie sündigte, denn sie hatte kein Recht, junges Leben zu zerstören, das sie nicht schuf. Wer in schmerzdem Kreißen Fleisch von seinem löste, Blut für keimendes Leben gab, versteht die Sünde.

**Der Dichter:** Sie aber ward verführt. Schande und Schmutz bot ihr ekle Moral.

**Die Mutter:** So hat sie doppelt gesündigt, denn sie vernichtete werdendes Sein und log sich aus kämpfender Not.

**Der Dichter:** Ja, sie sündigte, denn in ihr war Kraft und Jugend und darum sündigte sie wider sich selbst.

**Gerda:** Doch ihre Kraft wäre Schwäche geworden und ihre Jugend Häßlichkeit.

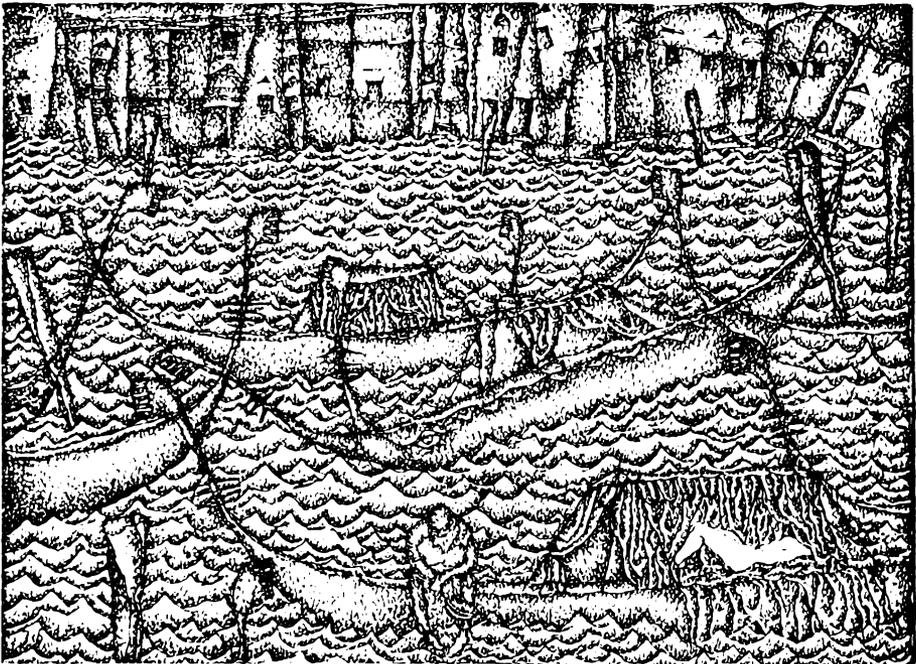
**Der Dichter:** Nun aber spritzte ihr Blut und Hirn auf schmutzigem Pflasterstein. Neugier glotzte um sie. Der Arzt riß ihr die Kleider vom Leib und ein Wollüstling betastete mit geilem Blick die zitternden Brüste der Sterbenden.

Alle schweigen lange.

**Gerda:** Sie sündigte schwer; doch nicht gegen Leben und Werden. Sie sündigte gegen uralte erneuernd' Gesetz Gottgeborener, Menschgewordener

SCHÖNHEIT.

□ □ □



Traum

Originalzeichnung von Josef Humplik

## Hans Steiger

Ein in Österreich unbekannter österr. Dichter  
Von Fritz Karpfen

Manchmal möchte man mit stählernen Hämmern gegen die grauen Mauern unserer Literaturcliquen pochen, die Korruption, die über Verleger, Buchhändler und Schriftsteller gebreitet ist, mit einem Faustgriff zerreißen. Wie schmutzig oft die Geschäfte der Verleger sind – siehe Erdgeist-Verlag!

Was Wunder, daß dadurch oft gerade die genialsten Künstler nicht ihre richtige Tribüne finden können, daß gerade bei uns in Österreich, bei unsern himmelschreienden Verlagsverhältnissen, die besten Künstler sich ins Reich flüchten müssen. Eine Richtung, eine Clique, entdeckt das unbekannte Genie – um es nie wieder aus ihren Krallen zu lassen. Wenn auch dann der Dichter in diesem Kreise Triumph auf Triumph feiert, – wenn auch sein Genie in hunderten Kritiken erkannt wird, das große Publikum geht daran stumpf vorbei.

Hans Steiger, ein Grazer Dichter, der seit seiner Jugend im Deutschen Reiche lebte, dort Erfolg auf Erfolg erringt – vor zwei Jahren mit dem Johannes Fastenrath-Preis der Stadt Köln ausgezeichnet wurde (dem besten Lyriker!) – wer kennt bei uns seinen Namen? Seine Kunst ist einzigartig: glänzender Rhythmus, reimlos, im hergebrachten Sinne, und doch klingend und schimmernd von Reimen in jeder Zeile, maßloses Weltgefühl und tiefverstehende Menschenliebe. Das Weltall ist seine Liebste, seine Liebste ist das Weltall. Er kömmt direkt von Walter von der Vogelweide her. Dessen Kunst ist die einzige, an die man einen Vergleich mit Steiger stellen kann. Seine Kunst ist innerster, mit Macht ans Licht strebender Persönlichkeitsausdruck. Und doch sind seine Lieder ein großer, glänzender Frühling. Liebeslieder sind an die Hunderttausende geschrieben worden, wo aber findet man ein Lied, das so ursprünglich aus dem Leben schöpft, das so weit entfernt ist von dem althergebrachten Epigonengeklingel – wie ein Liebeslied Hans Steigers! Zu sagen, er sei ein ganz moderner oder ein an die vorklassische Zeit anschließender Dichter, ist unmöglich. Er ist eben ein Sänger seiner, unserer Zeit. Die Lieder vom Kriege, die erschienen sind, sind Aufschrei, Urleid, Entsetzen. Niedergedrückt von der Ungeheuerlichkeit des Geschehens, ringt sich seine Sprache zu einem Gotteschrei, zu einem Fluch für alle, die den Krieg gemacht, empor. Wie kein anderer blickt er in die Seelen der Bräute und Mütter, versteht den glühenden Brand, das ungestillte Sehnen der Jungmädchenleiber, die heimlichste Wut und die Sehnsucht nach Freiheit, nach Menschentum der Soldaten, die in einem Meer von Blut, Kot und Gemeinheit ihr Leben und ihre Jugend versinken sehen.

Er ist Anarchist des Bürgertums, ein Revolutionär gegen unsere feine Gesellschaft. Er singt von den Knien und Brüsten seiner Liebsten mit so heiliger Keuschheit, daß ein Vortrag der Präsidentin zur Bekämpfung des Mädchenhandels – wie eine pornographische Schrift für intime Herrenabende anmutet.

Nun zu seiner Prosa. Auch hier ist er Entdecker und Neuformer. Seine Sätze sind harte wuchtende Hammer schläge, Rhythmus der Sprache ist seine Eigenheit. Und trotzdem ist er nicht Wortverdrehler, unverständlicher Sucher nach noch unverständlicheren Wortgefügen. Bunte Farben schillern aus seinen Novellen empor, klingende Töne schwingen sich aus der Druckerschwärze.

Kurt Morek ist vielleicht der einzige, der in diesem Fache ähnliche Wege betritt.

Hans Steiger ist ein Dichter, wie er alle hundert Jahre einmal entsteht. Es gilt ihn herauszuentdecken aus einer Verleger- und Geistesrichtung, die für geniale Menschen weder Verständnis, Publikum und Presse besitzt – die für ihn absolut nicht das Sprachrohr seiner Seele ist.

Von ihm ist bisher erschienen:

Die Garbe, Lieder. Verlag H. Bagel, Düsseldorf 1912.

Der weiße Hirsch, romantische Dichtungen. Verlag der Schnitzschen Buchhandlung, Köln.

Draußen steht alles in Herrlichkeit, Gedicht aus drei Jahren, bei der Schnellschen Buchhandlung, Warendorf.

Der anmutige Tag, Verse. Privatdruck eines Bibliophilen.

Waffenhandwerk, Gedichte, beim Sekretariat Sozialer Studentenarbeit in M. Gladbach 1915.

Geharnischte Zeit, Gedichte, ebenda 1915.

Doktor Heiland, Novelle, ebenda 1916.

Das sterbende Görz, Novelle, ebenda 1916.

Das Kriegsbuch. Herausgegeben von Hans Steiger und Peter Panhofer bei Ludwig Müllner, Müzzzuschlag 1916.

Das Marschlied, vertont von Viktor Borri, ebenda.

Bewaffneter des Kaisers. M. Gladbach 1918.

Prinzlein Tod, Novellen. Leykam, Graz.

In Vorbereitung:

Job der Feigling, Novellenbuch bei Josef Kösel in Kempten.

Der Bräutigam der Welt, ein Liebesliederbuch.

## Die Stellung Stefan Georges in der neuesten Literatur

(Bei Gelegenheit einer Schrift über ihn)

Von Paul Sock

Belangvolleres ist über George schon gesagt worden, als in dieser Schrift\*). Trotzdem reizt sie in manchem noch zu Widerspruch und mag daher als Gelegenheit des näheren Georges Bedeutung zu besehen immerhin gelten. Schließlich hätte auch ein Überblick über das Schaffen eines anderen Lyrikers jener Zeit den Grund zu nachfolgenden Bemerkungen geben können. —

Eigentlich Sachliches über Georges Lyrik wird nicht gesagt; vielleicht aus Bescheidenheit, vielleicht aus Mangel an Einsicht in das Wesentliche des vorliegenden Falles, welche nachzuweisen hätte, wieweit des Wortes Verselbstständigung über jede syntaktische und bedeutungsmäßige Gebundenheit zu ganz eigenlebigen Element der Ausdrucksmöglichkeit erschaubaren Wesens des Seins da gelangt ist. Denn mit dem Anspruch, Anlauf zu einer reinen kunstmäßigen, reinen geistigen Expressionsmöglichkeit wortender Kunst zu sein, traten doch Georges Anfänge gegen den impressionistischen Naturalismus seinerzeit auf. Die technische Möglichkeit dieser Forderung nun liegt auf einem Weg unserer Literatur, dessen Etappen deutlicher über Hölderlins Werk zu uns herankommen\*\*). Georges Stellung auf diesem Wege genauer klarzulegen, wäre weit erwünschter und mehr Mittel, Georges Bedeutsamkeit zu demonstrieren gewesen, als das recht breite, sich immer wiederholende Bild seines Schaffens im Krebsgang, das da gegeben wird.

Auf pag. 26 wird Georges schöpferischer Tat für der deutschen Sprache Erneuerung gedacht und ihre Größe als nur an der des Opitz und Klopstock meßbar bezeichnet. Wenn schon solches für George in Anspruch genommen wird, warum findet Scheller dann nur in diesen beiden annähernd Vergleichbares und nicht in dem Wirken jener, die weit mehr getan haben für jene Entwicklung dichterischer Ausdrucksformen, die sich in unsere Zeit hinein fortspinnt, vor allen in Hölderlin. Die Parallele läßt sich auch festhalten, wenn man bei dem Weg Georges bleibt, den Scheller beschreibt: vom Verfasser sanftschöner Lieder dem Bloßkünstler zum kündenden Hymniker neuer Zeiten; so auch Hölderlins Weg zum weiten Strom seiner späten Hymnenreihe von 1803. Aber das Ergebnis zur zweiten

\*) Will. Scheller: Stefan George, ein deutscher Lyriker (Lpz. 1918).

\*\*) vgl. Norbert v. Heligrath: Pindarübertragungen von Hölderlin (Jena, Diederichs 1911).

Hälfte hin ist bei Hölderlin ein ungleich weiterer Schritt, als ihn George jemals getan, mag Scheller den vom »siebenten Ring« zum »Stern des Bundes« noch so auseinanderreißen. Schon im rein Handwerklichen erreicht Hölderlin da viel mehr, als sich im ganzen Ablauf von Georges Leistung begibt. Endlich ist bei Hölderlin noch das Hinausragen in der Relation zurzeit ungleich weiter als bei George, dem ein ähnliches zu tun die Zeit doch mindestens ebenso die Möglichkeit offen gelassen. Schließlich kommt Scheller dazu die enorm vervielfachte Verfeinerung des Verhaltens von Georges Geistigkeit, gegenüber der normalen seiner Zeit, die ihrerseits schon ganz enorm sei, gegen alle früheren zu rühmen. Zugegeben! – Warum hat er aber, der so sehr dazu Disponierte, nicht getan, was zu tun war? Nicht wesentlich geht er über die alten in starrer Gleichheit öd verkalkten Vorstellungskreise und Denkbewegungen eines bürgerlichen Liberalismus und seiner gang und gäben Themata hinaus. Nicht gründlich neue Haltung vor dem Leben, sondern höchstens einen veränderten Modus der alten Lebensmöglichkeiten hat er gefunden. Den Schritt zu jenem Umschwung – sagen wir gegen die Metapher, zu dem Sternheim und Tagger neuestens gesprochen\*), findet er nicht. – Nicht weil damals dies Schlagwort noch nicht gefunden war, sondern weil es einmal nicht sein Beruf war solches zu tun. Gefordert wird heute nicht lyrisches Wiederkauen des »Erlebten«, nicht Psychologie der Empfindungen in Rhythmus und Reim, überhaupt nicht Privatempfindungen des Einzelnen und der Menschheit – auch nicht in neuer Art über Bestehendes irgendeine Aussagen. Wir suchen und wollen des reinen Geistes Aktivität, unmittelbares Sein, das alles treibende Wesen; Blick durch alle Scheiben, keine Bespiegelung, das Erschaubare, den Standpunkt, die Menschheit, den Sinn. Nicht angegeistreicht, sondern zermürbt, zerfetzt, Explosion und Katarakt dürfen wir, nach allem Vorhergegangenen, nur wollen und sein. Nichts, wie wir es sehen; nichts, wie es ist, nur wie wir es umfassen können! Nicht Legenden, die noch Keller und Schmidtbonn schrieben – sondern den Mythos, den Däubler schuf. Um wieviel ist dem Hölderlin nah und näher als Stefan George! Ihm haftet noch an die ganze Schiefheit jenes Ausweges, den die Präraffaeliten schon suchten und ein Großteil der ganzen Kläglichkeit des von ihnen erreichten und Gegebenen. Das ist nicht der Weg, die Sentiments eines Jahrhunderts hinter denen anderer zu verstecken.

---

\*) vgl. Carl Sternheim: Prosa (Berlin 1918) und Theodor Tagger: Das neue Geschlecht (Berlin 1917).

Betont wird von Scheller immer wieder Stefan Georges Wirken für einen Anbruch neuer Zeit, das über seines Dichterkönnens Leistungen hinaus wesentlichster Teil seiner Sendung sei. Der Panegyriker gibt für unsere Zeit das Vorsichgehen gewaltigen Umschwunges im kulturellen Zustand zu, spricht dem bis heute gekommenen Neuen aber doch jede Reife und irgendwelche Deutlichkeit ab. Vielleicht kann man behaupten, daß heute noch nicht zu sagen, wohin wir steuern —, daß es aber an sprechenden Organen gewiß nicht fehlend immerhin zweifelhaft erscheinen mag, ob die das Neue aufnehmenden in genügend breiter Schicht schon da sind — zu wissen ist es aber deutlich! Georgen widerfährt nun das Lob Kündler Neuestens bei höchster Steigerung alter Form zu sein\*). Das nützt nun aber doch keinem Schützling eines beschreibenden Literaten, denn dies Lob hebt sich nach bis nun bestehender Konstruktion menschlichen Gehirnes und seiner Ausdrucksmöglichkeiten auf. George, bei Aufrechterhaltung dieser Behauptung, als einen der ersten und tiefsten Rufer zu Neuem hinzustellen, geht nicht an. — Sein fahnenschwingend Vorauslaufen ist nicht so laut und, unbekümmert alles Alten, Neues aus Vulkanen stampfend (diese mit, wenn's nicht anders geht). Denn keine Kulturstufe ist ihre Form zu höchster Reinheit steigernd, Beginn konträrsten Neuen je geworden. Es ist kein neues Ethos in alter Form und umgekehrt und George wahrlich kein — Chaos Kosmos. Betrachtet man einmal das Ganze des Ablaufs der Literatur der letzten Jahrzehnte: der Auf- und Umschwung ist steil und ging überraschend schnell vor sich. Langsam bereitet sich die Gebärde des Neuen vor und als alle Gefäße loh waren mit neuem Sonnen sich zu füllen, fanden Jahrhunderte ihre Erfüllung durch neuer Jugend Worte. George aber steht nicht auf dieser Seite in der Entwicklung. Die setzt erst jenseits seines Wirkens ein. Auch noch manch Jüngster ging an ihm vorbei und weiter und er kam nicht mit.

Scheller berührt nicht Georges bleibende Bedeutung, die einzig ist in seinem Herübertragen von Unvergänglichkeiten anderer Sprachen und im Hinweis auf jene Deutschen, die uns heute zunächst liegen, vor allem auf Hölderlin. Aber er kam nicht mit uns, die wir einander sind.

---

\*) Nur das kann ich bei Scheller pag. 35 ff. herauslesen.

## Der Sensationsprozeß von Karl F. Kocmata

Aus dem Innsbrucker Wochenblatt Der Wiederhall

Um »in die grenzenlose Verwahrlosung zweier Seelen zu blicken«, stellte sich Gesindel Tag für Tag beim Morgengrauen in der Alserstraße zu Wien an und belagerte den Eingang zum Schwurgerichtssaal. Die Angeklagten bewahrten ihre Haltung und lieferten den Zuhörern kein Schauspiel mehr. Ordentliche Verbrecher, die die Justiz schon in Verhandlung hat, geben sich mit denen nicht mehr ab, die noch im Zuhörerraum sitzen und erst dran kommen. Der »schöne, wilde Emmo Davit« vergab sich nichts vor dem weiblichen Teil des Publikums und blieb – verstockt. Der Knabe Kurt Franke begann trotz gütigen Zuredens nicht zu weinen. Die beiden Früchterln bewahrten Haltung angesichts der großen, ausgereiften Früchte im Auditorium, unter welchem eine Streifung zu veranstalten die Polizei leider unterlassen hat. Besser finden die behördlichen Organe Gesindel auch gelegentlich von Perlustrierungen in den verrufensten Kaffeehäusern nicht beisammen.

Manch heiteres Echo gab es auch.

Erhaben rein muß dieses Publikum gewesen sein!

Das Publikum bestand aus Individuen, die sich ebenso zum Eucharistischen Kongreß drängten. Dieselben Gesichter sah ich den Leichenzug Luegers anstauen, mit denselben Gefühlen fand ich diese Menschen bei Schuhmeiers Begräbnis. Die nämlichen Kreaturen finde ich im Kaisergarten. Ich sah dies Publikum vor dem Kriegsministerium in den Tagen des Juli und August 1914, die eine Menschheit nie vergessen dürfte – wenn sie eben Menschheit wäre! Ich erinnere mich ganz genau, der »größtenteils weiblichen Zuhörerschaft« an den Blumentagen seligen Angedenkens begegnet zu sein, da sie sich in den Dienst der Wohltätigkeit stellte. Diese verruchte und verdorbene Horde herz- und gemüthloser Menschen, die sich vor dem Eingang zum Schwurgerichtssaale stießen und drängten, die Raufszenen aufführten und den Verkehr behinderten, ich sah sie in Champagnerzelten im Dienste der Wohltätigkeit. Der Straßenbahnverkehr mußte eingestellt werden, weil Wiener Gesindel in perverser Verruchtheit und Blutrünstigkeit, die hundertmal ärger war als die der beiden Täter im Bristol, schon am frühen Morgen ein Schauspiel beklatschen wollte, von dessen Anstrengungen eben dieses Gesindel sich am späteren

Abend im Ronacher beim »Hias« erholte. Angesichts dieser Erwägungen und Konstatierungen werden mir die Bluthunde vom Bristol sympathischer als die im Zuhörerraum, die »ein heiteres Publikum« darstellen, aus dessen Mitte sich »ein heiteres Echo« auf die Antworten des Knaben Franke erhebt. »Mit schallender Heiterkeit belohnte« das entartete Gesindel eine von dem niedergedrückten Vater Frankes abgelegte Aussage. Hier versagte die Strenge des Präsidenten, ebenso die immer betonte Korrektheit des Staatsanwaltes, die als Richter und Ankläger vor typischen Opfern einer Gesellschaftsordnung, vor gereiften Fruchterln einer Zeit, die in jedem Belange groß ist, saßen, – einer Gesellschaftsordnung, die den hundert- und tausendfachen Mord in anderer Form toleriert, gutheißt und befiehlt als gottgefällig Werk. Und der Säugling Franke als das eine der Opfer macht, zum Zuschauerraum gewendet, die Geste des Essens. Diese Geste erklärt treffender als die Rede des Staatsanwaltes das Motiv der Bluttat.

Emmo Davit, dessen Schönheit und Bügelfalte im Zuschauerraum mehr bewundert wurden als seine Tat Entsetzen hervorrief und Abscheu fand, »entpuppte sich schließlich immer mehr als eine jener höchstaplerischen Naturen«, vor denen die Mitmenschen Bücklinge zu machen und in liebedienerischer Weise zu scharwenzeln gewohnt sind. Ihnen stehen die Inseratenspalten der Tageszeitungen mit ihren Masseusen- und Engelmacherinnenanzeigen noch immer zur Verfügung, und in diesen Papierbordellen fand manches Beginn, was im Gerichtssaal endigte. Noch sind wir nicht so weit, daß die Damen sich einen Angeklagten Emmo für eine Nacht ausborgen, aber die sexuellen Bedürfnisse »der größtenteils weiblichen Zuhörerschaft« sind diesmal voll befriedigt worden. Kein Ereignis hätte die abgrundtiefe Verkommenheit des Großteils der Menschen besser aufzeigen können, – als diese Bluttat und ihre Verhandlung, in der »schallende Heiterkeit belohnt«, was die Täter in tierischer Verkommenheit vollbrachten.

Die »geborenen Verbrecher« saßen eben nicht nur auf der Angeklagtenbank. Unsere Zeit ist reicher an solchen Spezies, deren Taten und Handlungen nicht erkannt und bloßgelegt werden durch die Wissenschaft der Gehirnguckerei, die lange nicht Wissenschaft ist, möge sie sich gebärden, wie sie wolle. Übrigens war, was der Psychiater von den »geborenen Verbrechern Davit und Franke« sprach, ein

Plaidoyer für die Angeklagten, und der Herr Psychiater wird nicht umhin gekonnt haben, die Einwürfe des Verteidigers in seinem Innersten anzuerkennen. Was von Geburt auf verbrecherischen Instinkt hat, ist abnormal und gehört in sichere Obhut. Das Jahrhundert hat den Typus geschaffen, die Mitmenschen haben ihn gehätschelt und großgezogen, und die Geister, die man rief, will man nun so los werden? Die beleidigte Ehre des Menschengeschlechts will man mit Galgen und Zuchtthaus retten?!

Davit und Franke fanden ihr Urteil vor dem ordentlichen Gericht. Hier sei der dritte (aber nicht letzte!) Angeklagte verurteilt: das »heitere Publikum«, das sich zu dieser Verhandlung drängte wie zum Fleischverkauf vor der Großmarkthalle.

» — — — aber wohl spiegelt sich, wie in der Pfütze das Sonnenlicht, im Kopfe des Verbrechers das jeweilige Bild der Gesellschaft«, schreibt das »Neue Wiener Tagblatt« vom 7. v. M. und hat (vielleicht zum erstenmal!) die Wahrheit geschrieben. Der Prozeß zeigte auf, wie tief die Menschheit gesunken ist!



## Die Bergnacht von Hans Steiger

Schon dreimal sprang der Bergschreck übern Weg.  
Die Häuser des Marktes sind noch nicht zu sehn.  
Über die Königreichalmen will einer gehn —.  
Verfallen sind Haus und Feuerung und Steg.

Er kann sich der großen Bergnacht nicht erwehren,  
muß sich den schillernden Wiesen überlassen.  
Könn't er nur sein Gesicht vergraben in den nassen  
Kräutern und seine Augen mit Steinen beschweren!

O, jetzt —, sie kommt, die verwunschene Königin!  
Grün scheint ihr Antlitz, schneeweiß flattert ihr Haar.  
Laute, schreckliche Vögel entsteigen dem Kar  
und alles Nachtgetier fährt rufend hin:

Zur Königin! zur Königin! —  
Sie naht süßklagend mit erfrorenen, blauen Brüsten.  
O, vor ihren verruchten, heidnischen Lüsten  
stürzt der unselige Mensch zum Abgrund hin . . . .



## Die Formel der Schöpfung

Prof. Dr. Albert Adamkiewicz

Eine physiologische Untersuchung über den  
Ursprung und die Entstehung des Menschen.  
Straßburg und Leipzig, 1911, Kl. Okt. 144 S.

Vier Probleme hat die Wissenschaft für unlösbar erklärt: das Wesen der Seele, die Entstehung der Gedanken, die Erkenntnis des Wesens der Krebskrankheit und ihrer Heilung und den Ursprung des Menschen. — Adamkiewicz (Wien), der Entdecker unter anderm der nach ihm benannten Eiweißreaktion, der Albumose (Pepton), der Bewegungsfunktionen des Kleinhirnes, der parasitären Natur des Krebses und des bahnbrechenden, — von anderer Seite (Geh. R. Wassermann) dreistannektierten Heilprinzips, ihn vom Blute aus mittels chemischer Stoffe (Kankroin) anzugreifen, — Arbeiten, für welche — Andere im Auslande Nobelpreise und Auszeichnungen erhalten haben, während und weil sie im eigenen Lande zu dessen Schaden und zum Schaden des Allgemeinwohls seit mehr als 25 Jahren unterdrückt werden<sup>1)</sup>, — hat in seinem Werke: Die Eigenkraft der Materie und das Denken im Weltall (Wien 1906) die Beziehungen der als »Seele« bezeichneten Kraft der Lebewesen zu den anderen Kräften in der Natur klargestellt und damit nachgewiesen, daß die »Seele« nicht außerhalb ihrer Reihe steht. — In seinem Buch »Über das unbewußte Denken und das Gedankensehen« (Wien 1904) hat Adamkiewicz den Vorgang der Gedankenbildung bis auf seine sichtbaren Quellen verfolgt und damit gezeigt, nicht nur daß das Denken eine von einer bestimmten Materie, dem Protoplasma der Großhirnrindenzellen, ausgehende, also materielle Kraftäußerung ist, sondern auch, daß das Denken aus seiner Materie nicht anders quillt, wie die Äußerung jeder anderen Kraft aus dem ihr eigentümlichen Stoffe. In seinen Büchern: »Untersuchungen über den Krebs« (Wien 1893) und »Die Heilung des Krebses« (Wien 1903) hat er das Krebsproblem gelöst.

In seinem oben zitierten Buche, die »Formel der Schöpfung«, tritt Adamkiewicz dem vierten Problem, dem Ursprung des Menschen, näher und sucht es auf dem in dieser Frage bisher noch nicht beschrittenen Wege der Physiologie, der Lehre von den Verrichtungen im lebenden Körper, zu klären, — einem Wege, der sich ihm bei der Lösung der anderen oben erwähnten Probleme so erfolgreich erwiesen hat. Bisher haben sich nur Anthropologie, Anatomie und Zoologie für berechtigt gehalten, die Frage nach dem Ursprung des Menschen zu lösen. Adamkiewicz weist in seinem Werke »Die Formel der Schöpfung« die hervorragende Kompetenz der Physiologie in dieser Frage nach, indem er durch sie tatsächlich zu einem einfachen, klaren und auf feststehenden Tatsachen gegründeten, also unwiderlegbaren Ergebnis gelangt. Dieses Ergebnis steht zu der herrschenden Auffassung über den Ursprung des Menschen in direktem Gegensatz. Nach dieser Auffassung soll für den Ursprung des Menschen die Lehre von der sogenannten »Entwicklung« maßgebend sein. Der Mensch soll vom Tier abstammen.

<sup>1)</sup> Für die von Adamkiewicz im Jahre 1905 entdeckten Beziehungen des Kleinhirns zu den Bewegungen des Huges (Die wahren Zentren der Bewegung und der Akt des Willens, Wien 1905, S. 19) hat für das Jahr 1914 auch ein Österreicher, ein Anderer, den Nobelpreis erhalten.

Adamkiewicz weist an den dem Schöpfungsakt zunächst stehenden Verrichtungen der höchstorganisierten Welt, also an den höchsten physiologischen Funktionen, nach, daß die Naturkraft, indem sie schafft, im ganzen Bereich ihrer Machtsphäre immer nur das Vollkommenste hervorbringt und daß sie niemals etwas Unvollkommenes entstehen läßt, das zu vervollkommenen und zu vollenden sie einer anderen Kraft überlassen müßte. Indem die Entwicklungslehre entgegen dieser Wahrheit annimmt, die Schöpfung habe »unvollkommene« Werke geschaffen, die zu vervollkommenen erst der Kraft der »Entwicklung« vorbehalten sei, erklärt sie ausdrücklich, die Schöpfungskraft der Natur sei für ihre eigenen Werke unzureichend gewesen und habe in der Kraft »der Entwicklung« eine Art stillen Sozias sich gar noch selbst geschaffen, der noch mehr leiste als sie selbst, da er ihre »unvollkommenen« Werke »vervollkomme«. Damit begeht die Entwicklungslehre einen Fehler des Denkens, den die Logik als »Saltus« bezeichnet.

Mit einer solchen Annahme widerspricht offenbar die Entwicklungslehre nicht nur sich selbst, sondern sie degradiert damit auch noch die Allmacht der Schöpfung und führt sich so selbst ad absurdum. Sie verkennt aber auch eine der größten Wahrheiten der Natur, — die, daß jedes ihrer Gebilde ein vollendetes Meisterstück ihrer Kunst ist und daß demnach kein Gebilde der Natur dem anderen an Vollendung nachsteht. Die Natur erschafft nichts Unvollkommenes, das sich erst vervollkommenen müßte, um die Welt zu bilden; sondern das, was die Natur geschaffen hat und erhält, ist der Inbegriff der Welt und ihrer Vollkommenheit.

Vollendetes zu schaffen und gerade das Unvollkommene aus dem Wege zu räumen, um das Geschaffene zu erhalten, das ist der Sinn im ewigen Walten der Naturkraft — »die Formel der Schöpfung«.

Die Kritik (s. »Hamburger Fremdenblatt« vom 2. April und 8. Oktober 1911) bezeichnet »die Formel der Schöpfung« als das Werk eines bedeutenden, Linné und Cuvier geistesverwandten Forschers, der die Lehre von der »Isogenese«, wie Adamkiewicz die Konstanz in der organischen Natur gegenüber den von der »Entwicklungslehre« angenommenen Wandlungen und Metamorphosen (Transformismus) der Lebewese nennt, auf einem neuen Wege mit Erfolg und überzeugend vertritt.

Einen bezwingenden Beweis für die Richtigkeit seiner Lehre von der Isogenese hat A. schon in seinem hier besprochenen Buche (S. 53—54) im voraus geliefert. Er hatte die von Ramsey behauptete, von Ostwald mit soviel Begeisterung übernommene »Umwandlung« des Kupfers unter dem Einfluß des Radiums in Lithium und Wasserstoff für einen Irrtum erklärt. Schon ein Jahr später ist dieser Irrtum, der die Berechtigung der Lehre von der sogenannten »Entwicklung« auch für die unorganische Welt in Anspruch nehmen wollte, tatsächlich erwiesen worden, indem es sich herausstellte, daß das angeblich aus dem Kupfer verwandelte Lithium aus dem Glase stammte, in welchem Ramsey seine Experimente angestellt hatte.

Eine jetzt sehr beliebte Art der Anerkennung seiner »Entdarwinisierung«, wie Adamkiewicz seine Widerlegung der Abstammungslehre genannt hat, hat Prof. Adamkiewicz in jüngster Zeit durch den bekannten Zoologen Geh. R. Oskar Hertwig (Berlin) gefunden, der die Widerlegung des Darwinismus durch Adamkiewicz übernommen hat, ohne seine Quelle zu nennen. —

## In Memoriam

Hans Mayer (Leutnant im 6. Jäger-Baon.)

Noch glänzt auf kein helles Tagen,  
 Abertausend Menschen fäulen,  
 Nur die armen Mütter heulen  
 Auf zum Himmel ihre Klagen.

Tod und Teufel sich nicht streiten,  
 Wer von beiden mehr verdirbt.  
 Wer merkt auf, wenn Einer stirbt?  
 Blut ist Zeichen unserer Zeiten.

Röter glost der Abendschein  
 Heut in meine arme Stube — — —  
 Fern in einer seichten Grube  
 Geht dein Blut zu Moder ein.      Fritz Karpfen

□ □ □

## Bücherbesprechungen / von Fritz Karpfen

GEDICHTE von Walter Tell, Dobbrun bei Osterburg, Altmark. Selbstverlag 1917. Reinheit und Jugend, Sehnsucht und Liebe, dramatisierendes Märchen mit Gestalten aus der Jugend, dem Leben und der Phantasie, detto.

Zu Hilfe! Eine Stammbuchsammlung ist ein literarisches Werk im Vergleiche zu diesen gedruckten Zeilen (von Versen kann man nicht sprechen). Nein, mein lieber Herr Lehrer, auch daß Sie zu diesen Büchern einen Brief legen und mir zwei Mark für die Kritik versprechen (für sechs Kritiken sogar eine Pauschale), auch das hilft nicht. Jede zwölfjährige Lyzealschülerin kann ja tausendmal besser »dichten« als Sie! Und erst das Märchenspiel! Jugend und Reinheit, Sehnsucht und Liebe — warum nicht noch mehr solcher schöner Worte als Titel? Der Untertitel ist auch sau—ber. Setzen Sie gleich: Die blutige Braut des roten Scharfrichters oder das Geheimnis der Mühle im Walde der Abruzzen. Ein paar Leute werden ja vielleicht doch dieses unglaublich einfältige, in Fibelversen abgefaßte Stück gelesen haben. Arme Leser! Hören Sie auf mit dem Schreiben, hören Sie auf damit! O Muse, verhülle dein Haupt! Das Herz krampft sich mit zusammen, denke ich daran, daß von diesem Buche eine zweite Auflage erscheinen soll, die, wie Sie ankündigen, besser gebunden, fester (!) und hoffentlich ohne Druckfehler. (Herr Lehrer, bitt', der Satz ist unvollendet!) Fluch der Druckerschwärze!

HEROISCHE SILHOUETTEN. Gedichte von Franz Graetzer. Weckruf-Verlag (Wolf v. Kornatzki,) Weimar 1917.

Jeder dieser Verse windet sich unter dem Drucke der Manie. Hie und da ist ja wohl ein echter Ton dabei — aber eben hie und da, und es sind 56 Seiten. Zur Not wird Graetzer auch Neutöner, er braucht einen Reim auf: scharfen — er stellt ruhig hin: Bedarfen. Etwas besserer Durchschnitt. Das ist Alles.

**VERSE DES K. LOHS.** Erstes Sonderheft der Zeitschrift »Die Wage«. Wien I.

»Die Wage«, diese vorzügliche Wiener Wochenschrift, hat als Sonderheft die Verse eines unbekanntenen österreichischen Lyrikers herausgegeben. Daß sie es heute, in dieser Zeit der Vernichtung, tut — sei ihr hoch angerechnet. K. Lohs ist kein moderner, mit Gott und Wort ringender Dichter, aber er ist ein feinsinniger, anspruchsloser Lyriker. Noch nicht ausgereift, noch im Werden begriffen, klingt doch durch seine Verse die Musik des Dichters. Manches seiner Gedichte ist vollendet schön in Bau und Sprache, manches stört durch Banalitäten und Gemeinplätze. Er verfällt oft in den Fehler, neben rein lyrischen Sätzen plötzlich ein schales, belangloses Wort zu setzen, das empfindlich stört. Aber trotzdem hat man nach dem Durchlesen seiner Verse das Gefühl: er ist ein Dichter. — Er schreitet durch den jungen Tag, grüßt Flur, Baum und Wald, grüßt seine Liebste und singt, wie es seine Seele befiehlt. Seinen Namen wird man sich merken müssen.

## In eigener Sache.

Literarischer Schustermist

Wien, 25. August 1918.

Herrn Erwin Spielvogel,  
als dem verantwortlichen Redakteur der Druckschrift  
Die junge Generation,

Wien IX/  
Porzellangasse 9  
Atelier

In Ihrer Nummer 1, 1. Jahrgang, August 1918, brachten Sie, ohne mein Wissen und ohne meine Einwilligung, auf der dritten Umschlagseite ein Inserat des Ver! Ich will das öffentlich festgestellt wissen und verlange, daß Sie künftighin die Ankündigung meiner Zeitschrift in Ihrem Blatte unterlassen.

Der Herausgeber des Ver!:  
Karl F. Kocmata

Herausgeber und Chefredakteur der aus ganzen zehn Seiten bestehenden Jungen Generation ist der meinen Lesern aus der Notiz im Karl Krausheft bekannt gewordene Herbert William Herzog, dessen Visitkarten in Wien von Hand zu Hand gehen und deren Text weit belustigender wirkt als »Die junge Generation« mit dem humoristischen Beiblatt

## Herbert William Herzog

Schriftsteller und Redakteur

Mitarbeiter diverser Wiener Tages- und Wochenblätter  
Zürcher Referent der „Oesterr. Illustr. Rundschau“  
Redakteur und Referent der österreichischen Halbmonatsschrift  
für Musik, Theater und Literatur: „Der Merker“ Wien-Zürich  
(Internationale Kunst-Schau)  
Redakteur und Referent der Wien-Zürcher literarischen  
Halbmonatsschrift für die junge Generation: „Der!“ (Frühling)  
Redakteur der unabhängigen Abendzeitung „Wiener Sieben-Uhr-Abendblatt“

Wiener Allgemeine Zeitung - 6 Uhr - Blatt  
Wiener Sieben - Uhr - Abendblatt  
Oesterr. Illustr. Rundschau  
Der Merker  
Ver!

Wien IX..

Glöcknerhofstraße 119

Zürich V.

Engelshofstrasse 33

## ANMERKUNGEN DES HERAUSGEBERS

Im Verein der Freidenker, XVII., Hernalsergürtel 11, liest Karl Burger Dienstag, den 24. September eigene Dichtungen aus roter Zeit: **Macht Licht!** Beginn pünktlich 8 Uhr.

Ver!-Postkarten. Soeben erschien im Verlag Ver! eine Serie Postkarten (Zeichnungen) von Zwölfboth: Muse des Kriegsdichters, Grabensystem, Der Angriff, Vater ist im Krieg, Die Kriegspresse, Keine nennenswerten Ereignisse. — Die Karten wurden in der Anstalt von Max Jaffé hergestellt. Preis einer Karte 30 Heller. Die ganze Serie in Umschlag K 1.50 mit Postzusendung.

Ferner ist die Bleistiftzeichnung Sehnsucht von Egon Schiele (im Friedensheft abgedruckt) als Postkarte in Rötelausführung erschienen. Diese Karte wurde in der Hofbuchdruckerei Winiker & Schickardt hergestellt. Preis 30 Heller.

Weiters sind erschienen Postkarten mit den Bildnissen der Ver!-Mitarbeiter Karl Burger, Hans Heider, Hildegard Jone, Fritz Karpfen und Karl F. Kocmata. Preis pro Karte 30 Heller.

Sämtliche Karten sind in der Buchhandlung Lányi erhältlich oder im Postwege durch den Herausgeber des Ver!

Unsere Zeichnung stammt vom Bildhauer Josef Humplik.

Die Schwülste des Herrn Alfons Petzold. Im Heft 4 der Zeitschrift für Bücherfreunde, Leipzig, schreibt Hans Fredersdorff in Besprechung des Petzoldschen Buches Von meiner Straße u. a. folgendes: »Übertrieben, unwahr. Auf jeder Seite dieses »Ecce homo!« Schwülstigkeiten, die schon der gute Geschmack allein gemieden hätte. — — — Derartiger Bilder findet man viele. Sie stoßen ab.« — Als die Schwülste Herrn Petzolds im Heft 2 des Ver! objektiv aufgezeigt wurden, verschwendete der einstige Arbeiterdichter seinen Geifer an der Abfassung einer ihn sehr charakterisierenden Postkarte an mich. Über deren Inhalt wird gelegentlich einer Generalabrechnung mit Herrn Alfons Petzold — nach dem Kriege! gesprochen werden.

Abendblatt der Grazer Tagespost vom 28. August 1918: VER! Das letzte Heft dieser modernen Zeitschrift (Wien, 1. Bez., Stubenring 14) beschäftigt sich fast ausschließlich mit Arno Holz, dem genialen Sprachenschöpfer, dem Dichter der Daphnislieder, dem Phantasia und der Sozial-Aristokraten, Werke, die nicht ausreichen, um ihren Verfasser vor dem Hunger zu schützen. Es ist einmal anständig, daß sich eine moderne Zeitschrift nicht mit dem gewohnheitsmäßigen Niederreißen eines Künstlers befaßt, nicht im hämischen Zersetzen ihre Aufgabe sucht, sondern in positivem Wirken, im Eintreten für einen Künstler, der für seine Nation schafft und ihr fremd geblieben ist.

»Der Merker« vom 15. Juni 1918, S. 448. Hans Jüllig. Ein Dichter, Rezitator, Sänger oder Spielmann? Man dürfte alles zusammenfassend das Rechte treffen: Ein Poet. Jugendvoll begeisterte Schaffensfreude spricht in dieser Künstlerseele nach allen Seiten. Bald da, bald dorthin, in welcher Richtung eben der Wind über das gekrauste Künstlerhaar dahinstreicht. Prosaschriften, Gedichte, Sprüche und Szenen, sogar Lieder mit selbstkomponierter Melodie und Geigenbegleitung, alle diese Formen beherrscht Hans Jüllig mit merkwürdiger Sicherheit und erfüllt sie alle mit blühender Poesie. Es fragt sich nur, wo er am stärksten ist, wohin ihn die unstenen Pulse seines gegenwärtigen Arbeitsdranges endlich führen werden. Unstreitig von starker Begabung sind seine Prosastücke und Szenen. Scharfkantige Plastik des Ausdrucks, und, wo er steigert,

auch chromatische Kraft sind hier die Kennzeichen. Freilich haften die starken Eindrücke, die ihm das Erkennen der großen Vergangenheit gegeben hat, seinen Werken noch an. Er erzählt von Walhalla und von Doktor Faust. Aber wie er es macht, darin steckt ursprüngliche Kraft und zugleich die Möglichkeit, daß er etwas werden kann. Eine Probe von seiner originellen Wirkungskraft gibt er übrigens in der von fabriger Laune durchzückten Geschichte von dem einfältigen Tropf „Jost Kückerling“, spürt man auch an der zuweilen unsicheren Linie der Gestaltung, daß er freiwillig die Stütze der Großen von sich geworfen hat. Von rotbackiger Gesundheit sind die Gedichte; die Worte fließen und die Gedanken sind schön. Mitunter sehr witzig, aber nicht immer scharf genug sind die Sprüche; das Dichterische übertönt das Pamphletistische. Die eigenartigste Wirkung jedoch geht von den ganz neuartigen Spielmannsliedern Jülligs aus; volksliedartige Gedichte sind das, denen eine scheinbar ebenso einfache, in Wirklichkeit feinst durchdachte Geigenbegleitung beigegeben ist, die illustrierend oder in anmutiger Spielvariationenform neben dem Worte einhergeht. Diese Lieder könnten in der Tat ein uneheliches Kind von Volks- und Kunstlied sein. So originell wirken sie! Dies vielleicht auch aus dem Grunde, daß sie ihr Dichter selbst singt und begleitet. Daß er rezitiert und singt, hat sicher nichts Absonderliches an sich. Produktive und nachschöpferische Begabung gehen oft Hand in Hand. Nur die Vielseitigkeit seines Dichterehrgeizes läßt fragen: Wo hinaus? Nicht wie, sondern wohin sich dieses Talent entwickeln wird, das ist interessant.

Julius Bistron

Die (katholische) „Kölner Volkszeitung“ vom 30. März d. J. enthielt folgendes Inserat:

Vorgesetzte! Gedenket stets der treubesorgten Eltern, Frauen, Kinder und Geschwister, wenn Ihr Anfragen, Bitten, Wünsche über euch anvertraute Soldaten erhaltet! Antwortet stets, wenn auch nur kurz, in richtigem Verständnis und richtiger Würdigung der Sorgen der Daheimgebliebenen! Zeigt euch auch in dieser Beziehung eurer Stellung würdig! Ihr könnt dadurch manchen Schmerz, manche Sorge lindern!  
X.

Habt Ihr Ähnliches jemals in einem österreichischen Blatte gefunden? Aber: Der Hias kommt!

## DIE EIPELDAUER BRIEFE

von Joseph Richter, 1785 -1813.

In Auswahl herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Eugen von Paunel

München, Georg Müller, 1918

Bd. I. 1785—1797. Mit 40 Bildbeigaben.

Bd. II. 1799—1813. Mit 43 Bildbeigaben und einem vollständigen Sach- und Personenverzeichnis zur Gesamtausgabe und zur Auswahl von Gustav Gugitz.

Als Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich Bd. XVII, XVIII.

Preis beider Bände geheftet 42 M, Halbleinen 54 M  
(Kriegspreise einschl. Teuerungszuschlag). Luxusausg 120 M.

# Das Landhaus

Eine literarische Monatsschrift Herausgeberin Toni Schwabe

Bezugspreis vierteljährig Mark 2.50.

## Presseurteile:

Wilhelm von Scholz im **Tag**: „Man empfindet, das es ein außerordentlich glücklicher und richtiger Gedanke war, der diese Zeitschrift des geistigen Friedens mitten im Krieg ins Leben rief.“

**Berliner Börsenzeitung**: „Das Landhaus vertritt einen ganz eigenen und einzigartigen Gedanken unter den heutigen literarischen Erscheinungen, indem es seine abseitigen Wege geht. Sein Inhalt ist nie „aktuell“, nie auf den Tag gestimmt. Es behandelt nur geistige Fragen, die unabhängig vom Tageslauf bestehen. Unter der Leitung und Mitwirkung Toni Schwabes bringt es eine vorzügliche Wahl wirklich guter moderner Literatur, pflegt neue Gedanken auf allen Gebieten, gibt vielseitige Anregungen und ist vor allem auf den selbstdenkenden Leser zugeschnitten.“

**Die Post**, Berlin: „Eine liebe feine Zeitschrift, wie sie viele gerade in dieser Zeit oft ersehnt haben, bar aller Aktualität und zeitgemäßen Inhalte, über der Zeit stehend und doch für sie geschaffen. In feinem Takt und geschmackvoller Auslese wirklich wertvolle Gaben bringend.“

Wer sich für die Richtung des „Landhaus“ interessiert, verlange den Prospekt dieser Zeitschrift, der anstatt Probenummer ausgegeben wird.

**Das Landhaus Jahrgang 1917** als schöne Buchausgabe komplett geb. Preis M. 8—  
**Jahrgang 1916** hiervon wird die Buchausgabe noch zum alten Preis von Mark 6— abgegeben.

Prospekte über weitere Erscheinungen des Landhausverlage, insbesondere auch Vorzugsausgaben stehen gern zur Verfügung.

Landhausverlag

Jena

SOEBEN ERSCHIENEN

## PERCY BYSSHE SHELLEY DIE MENSCHENRECHTE

WURDE BISHER NOCH NIEMALS IN DEUTSCHER  
SPRACHE VERÖFFENTLICHT

PREIS K 1.75

POSTSCHECK-KONTO 8350 MÜNCHEN

ZIEGELBRENNER-VERLAG MÜNCHEN 23

## MASKEN

Halbmonatsschrift des Düsseldorfer Schauspielhauses

Herausgeber: Hans Franck

Erscheinen mit Ausnahme von Juli und August vierzehntägig

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten  
oder das Sekretariat des Düsseldorfer Schauspielhauses

Einzelnummer 25 Pfennige

Jahresabonnement M. 4.50

## WIENER RING-CAFÉ

I, Stubenring 18

Treffpunkt der Verl-Mitarbeiter

Fernsprecher 12967

Soeben erschienen:

# **Kritische Fragmente**

Aufsätze über österreichische Neukünstler

von

**Arthur Roessler**

Mit 68 ganzseitigen Abbildungen von Falstauer, Johannes Fischer, Gütersloh, Harta, Kokoschka, Kubln, Schiele, Ernst Wagner, Ambrosi, Hanak, Mestrovíč, Štursa

Preis K 15.—

Die Luxusausgabe B (50 Expl.)

Auf Dokumentenpapier gedruckt, in vornehmen Halbledereinband

Vom Autor signiert K 48.—

Die Luxusausgabe A (50 Expl.)

Auf Bütten gedruckt, in vornehmen Ganzledereinband

Vom Autor signiert ca. K 120.—



Was Roessler in diesem eigenartigen Buche aus tiefer Kennerschaft und einer echten Liebe heraus, die auch das Zürnen kennt, bietet, da ausführlich, dort knapp, stets interessant und anregend, das sind Charakteristiken der jung-österreichischen Künstler. Es wird in diesem Werke zum ersten Male eine zusammenfassende Darstellung der neuen Kunst Österreichs gegeben. Dieses Buch ist ein Dokument von bleibendem Wert

---

---

Im Frühjahr 1918 erschienen:

# **Hans Brühlmann**

Ein Beitrag zur Geschichte der modernen Kunst

von

**Arthur Roessler**

Mit 32 Tafeln auf Mattkunstdruck

Preis K 7.50

---

---

**Diese Werke sind in allen guten Buchhandlungen vorrätig**